

meister hinter ihnen stünde. Das ist es, was die Lage gefährlich und unheilvoll macht. Weingartner ist sehr mächtig, und der Schaden, den er der deutschen Musik zuzufügen vermag durch seinen der lebendigen Kunst abgewandten Geschmack, ist nicht zu übersehen.

Neben Weingartner und Nikisch gewinnt ein junger Dratorien-dirigent, dessen Eigenart durch die von ihm selbst geschaffenen Verhältnisse aufs Glückliche unterstützt wird, mit vollem Recht immer mehr an Ansehen.

Siegfried Dohs hat seinen philharmonischen Chor gewissermaßen aus dem Boden gestampft und hat ihn mit eisernem Fleiße allmählich zu den höchsten Aufgaben herangezogen. In der vorigen Saison erregte er Aufmerksamkeit durch seine Wiedergabe des Berlioz'schen Requiems und der H-moll-Messe Bachs. Nochte in Bachs Werk auch noch manches schwanken und dem Ganzen die Straffheit der Singakademie fehlen, so mußte doch jeder, der überhaupt Sinn besitzt für den Unterschied bloßer Tüchtigkeit und künstlerischer Durchgeistigung, auf Schritt und Tritt fühlen, daß hier eine gestaltende Kraft nach Verwirklichung ringe, die hoch erhaben ist über das nachschaffende Vermögen des Durchschnittskapellmeisters. Die Wiederholung der Bach'schen Messe in diesem Jahr hat nun denen glänzend recht gegeben, die sich von den in der ersten Aufführung enthaltenen Keimen für die Zukunft Außergewöhnliches versprochen. Dohs ist nach dieser Leistung den höchstbegabten Dirigenten der Gegenwart beizuzählen, seine H-moll-Messe wird nicht sobald ihresgleichen finden. Und das hat seinen guten Grund. Dohs legt eine Partitur zurecht und studiert sie monatelang für sich allein und im Chore mit einem Fleiße und einer Gewissenhaftigkeit, die vor keiner Mühe zurückschrecken. Das zeitigt natürlich goldene Früchte. Alles Musizieren trägt bei Dohs den Stempel sorgfamer, liebevoller Vorbereitung und Durcharbeitung, und dadurch erhalten seine Concerte ein ganz bestimmtes persönliches Colorit. Man ist, sozusagen, bei ihm musikalisch zu Gast und wie eine gute Hausfrau sorgt er dafür, daß eben nur das Beste, geboten wird. Dohs' geistige Ueberlegenheit tritt in dem Muth zutage, mit dem er der Tradition den Krieg erklärt. Er führt das aus, was sein lebendiger künstlerischer Geschmack ihn als richtig erkennen läßt, mögen die Herren der alten Schule noch so bedenklich die Köpfe schütteln. Von einem taktmäßigen Abwickeln der Bach'schen Chöre will er nichts wissen. Er durchwühlt selbst die complicirtesten Fugen, um das aus Tageslicht zu fördern, was er seinen künstlerischen Absichten dienstbar machen kann. Hat er aber irgendwo die Möglichkeit einer Verlebendigung entdeckt, so müht er sich ab und arbeitet emsig und rastlos, bis das, was ihm im Geiste vorschwebt, von den Sängern verstanden und zum Ausdruck gebracht wird. Auf Einzelnes hinzuweisen, das ihm besonders gelang, ist hier nicht der Platz. Soviel ist gewiß, daß die Concerte des philharmonischen Chores, wenn Dohs sich nur selbst treu bleibt, bald als musikalische Ereignisse von wirklicher Bedeutung gelten werden und müssen.

Auch sonst fehlt es im Concertleben nicht an Lichtpunkten: einige beachtenswerte junge solistische Kräfte sind aufgetaucht, allen voran zwei Geiger, mit denen sich Burmeister wohl oder übel in den Kranz wird theilen müssen. Raum hatte man sich an den Gedanken gewöhnt, daß der junge Russe Alexander Petschnikoff künftighin mit in der ersten Reihe rangieren werde, da war auch schon der ebenso jugendliche Bolognese Arrigo Serato da und eroberte mit einem einzigen Concerte im Sturme die höchste, vielbegehrte Position. Es war das wirklich ein denkwürdiger Abend in der Singakademie — der Italiener kam, geigte und siegte, und am anderen Tage wußte schon das ganze musikalische Berlin, daß ein neuer Stern erster Größe aufgegangen sei.

Als bedeutend erwies sich auch die junge Pianistin Celeste Painparé aus Antwerpen. Ich selbst hörte sie nur vier kleine Stückchen spielen, da war aber kein Zweifel, daß man ein seltenes Talent vor sich habe. Durch den Vortrag des zarten, kleinen Mädchens gieng etwas von Geist und Lebendigkeit, das genial genannt zu werden verdiente. Leider verschwand die Kleine sofort von der Bildfläche. Nach einem zweiten, größeren Concerte wird wohl Gelegenheit sein, sie näher kennen zu lernen.

Der junge Harold Bauer, ein Schüler Paderewskys, erregte durch sein erstes Concert Aufmerksamkeit, das zweitemal fiel er ab; ein abschließendes Urtheil wird also erst später möglich sein. Eine sympathische Erscheinung ist die anmuthige Cellistin Elsa Kuegger und auch Fr. Rosa Hochmann (aus Wien) erwarb sich durch ihr ansprechendes Violinspiel Freunde.

Die Ausbeute an guten, neuen Compositionen ist erschreckend mager. Das relativ Beste brachte uns das böhmische Streichquartett, nämlich ein Quartett F-dur, op. 119, Manuscript von Carl Bendl aus Prag. Der Componist war hier so gut wie unbekannt, er wird aber von denen nicht wieder vergessen werden, die den Gehalt seiner beiden Mittelfäge verstanden haben. Er stürmt nicht und tobt nicht und ist auch kein Schulmeister, sondern hat Gediegenes und warm Empfundenes zu sagen. (Das wird aber ja heutzutage zum alten Eisen geworfen.)

Erwähnung verdient noch ein geistvolles Trio G-moll von H. Melzer (natürlich auch Manuscript) und ein Streichquartett

C-dur, op. 2, von W. Stenhammar wegen etlicher guter Reime, die es enthält.

Von den Operettenbühnen ist gar nichts zu berichten, als daß sie künstlerische Erfolge nicht zu verzeichnen haben.

Berlin.

Paul Moos.

Was ihr wollt.

(Ein Lustspiel von William Shakespeare. Mit Benützung einer dramatischen Skizze Karl Zimmermanns nach dem Princip der altenglischen Bühne eingerichtet von Richard Feller. Zum ersten Male aufgeführt im Deutschen Volkstheater am 17. Februar 1896.)

„Was ihr wollt“ ist 1601 geschrieben, ein Jahr nach „Wie es euch gefällt“. Georg Brandes hat von diesen Jahren gesagt: „Shakespeare gleitet nun in den Zeitraum seines Lebens hinein, wo er geistreich, durch und durch spirituell ist wie noch nie. Es ist, als hätte in diesen Jahren Sonnenschein seinen Lebensweg hell gemacht. Kampfsjahre sind es jedenfalls nicht gewesen; Jahre der Trauer auch nicht. Es ist in seiner Existenz zwischen den Regenschauern schönes Wetter gewesen, sein Schiff hat einen stillen Gürtel auf den aufgerührten Wässern des Lebens durchschwommen und er hat eine kurze Weile wehmüthig glücklich in seinem eigenen Genie geschwelgt, sich einen leichten Rausch in seiner Genialität getrunken. Er hat die Nachtigallen seines eigenen heiligen Haines singen hören. Alles stand in ihm in Blüte. Der republikanische Kalender hatte einen Monat Floréal. Es gibt in der Regel einen solchen Blumenmonat im Menschenleben. In dem seinigen ist es dieser Zeitraum.“ In den früheren Werken mag die Leidenschaft mächtiger ihre Flügel schlagen, spätere mögen noch kunstreicher sein: den edlen und milden Menschen hat er nie so hold, so unbesleckt, so innig ausgesprochen; man muß an die Männer denken, die Nietzsche einmal beschriebe, daß sie „mild, wohlgeschmeckt und nahrhaft geworden sind wie Kastanien, die man zur rechten Zeit ins Feuer gelegt und zur rechten Zeit aus dem Feuer genommen hat“. Mit süßen Worten, die gerne gleich zur Musik hinüberriemen, in Scenen, die auf den zartesten Zehen mehr zu schweben scheinen, gießt er eine so groß auf die Welt herabschauende Bestimmung aus, daß jedes Leid verlißt und rings ein stilles, den Schöpfer lobendes Glück quillt; kein Gloria ist noch himmlischer gesungen worden. Der Zorn der raschen, mit Begierden an den Dingen anstoßenden Jugend ist nun von ihm gewichen; die Leidenschaft, alles in sich zu verwandeln und aus sich zu gestalten, schweigt; er will nichts mehr. Das Leben ist ihm jetzt kein Kampf mehr, er mag sich nicht mehr als Mitstreiter fühlen. Ein Spiel ist es ihm, sein Zuschauer ist er geworden. Das Schicksal sieht er nicht mehr für eine finstere und drohende Gewalt an, die Hoffnungen zerstört und Wünsche verdirbt, sondern er weiß jetzt, daß es mit gnädiger Hand jeden Menschen seiner inneren Bestimmung zuführt und die in ihm ruhende, durch Zufälle betrübte, noch ungestaltete Schönheit aufwecken will. Manche haben die Töne und Geberden der Freunde, ihnen wird das Schicksal Blumen auf den Weg streuen, bis sie lächeln, weil sie dann am schönsten sind. Andere, die im Glück nichts wären, haben die Gabe der tragischen Haltung, da wird ihre Seele erst laut; ihnen ist gegeben, schön zu leiden, so muß sie das Schicksal ins Glend schicken. Vielen ist es verjagt, sich im Guten zu entfalten, Tugenden üben sie gemein aus und wissen sie zu keiner Würde zu bringen; erst in der Sünde nimmt ihre Seele Gestalt an, sie brauchen verruchte Thaten, um schön zu werden; darum treibt sie das Schicksal zu Verbrechen an. Immer will es jeden Menschen zur Erfüllung seiner Schönheit bringen; es rastet nicht, bis er so schön geworden ist, als er nach seinem inneren Gesetze nur werden kann. Wir sollen ihm nicht widerstehen wollen. Was hätten wir davon, uns vor einem Leid zu bewahren, wenn wir doch eben dieses Leid gerade brauchen, um zu unserer ganzen Schönheit zu gelangen? Wie darf eine tragische Natur, die erst in der Hitze der Verzweiflung aufblüht, sich einen kühlen Zustand von ruhigem Glück und stiller Freude wünschen, der doch nur ihre beste Kraft verkümmern ließe? Was will es denn sagen, wie wir uns dabei fühlen? Unser Gefühl ist doch nicht der Sinn der Welt; schön zu sein sind wir berufen. Die Triebe, die die ewige Macht in uns gelegt, sollen wir zu den schönsten Formen führen; sie zu verneinen und uns ihnen zu widmen, sei unser einziges Gesetz. Wer als Gewitter geboren ist, trachte nicht nach sanften Tagen; ihm ist es zugewiesen, Sturm und Flamme und Donner zu sein. Darum lerne jeder, wie später Hamlet vom Horatio sagt, „Stöß' und Gaben vom Geschick mit gleichem Danke nehmen“. Ob sie ihn auch peinigen mögen, es gebürt ihnen immer Dank: denn sie dienen dazu, ihn zur Verklärung zu führen. Was er dabei fühlen mag, gilt nicht. Es ist gleich, ob ein Schauspieler in einer Rolle sich anstrengen, stöhnen und schwitzen muß, wenn sie nur den Kräften und Trieben seiner Natur so gemäß ist, daß er sich an ihr entfalten kann. Als Schauspieler ihrer Leidenschaften, Tugenden und Laster, Schauspieler vor dem lieben Gott, sieht Shakespeare jetzt die Menschen an und das Schicksal ist der weise Dichter, der jedem seine Rolle schreibt, in der er sich zeigen kann. Wie Jacques sagt:

„Die ganze Welt ist Bühne;

Und alle Frau'n und Männer bloße Spieler.“

Das ist die Anschauung, die er jetzt, um sein vierzigstes Jahr, von der Welt bekommt. Der Bestimmung an sich und der Handlung an